

Sozialraum- und lebensweltorientierte Vernetzung und Kooperation

von Johanna Nolte

ABSTRACT

Frühkindliche Bildung, veränderte familiäre Bedingungen und Konstellationen, die Vereinbarkeit von Familie und Beruf und die Diskussion um Frühe Hilfen sind zentrale Determinanten für die Arbeit einer Kindertagesstätte. In Kombination mit pädagogischen Konzepten wie Erziehungspartnerschaft, Inklusion, Demokratiebildung und Partizipation wird deutlich, dass ohne eine Öffnung in die sozialräumlichen Zusammenhänge und ohne einen Blick auf die Lebenssituationen der Familien moderne Kitaarbeit nicht denkbar ist. Der sehr vielfältig gebrauchte Begriff der Familienzentren steht in besonderer Form für diese Orientierung am Sozialraum und für Vernetzungsstrukturen in der Kindertagesstätte. Die Umsetzung der sozialräumlichen Ausrichtung ist an vielen Stellen eine Kulturveränderung; anstelle einer Orientierung am Kind tritt die Orientierung mit dem Kind und seiner Familie. Spezifische Kompetenzen, eine vertiefte fachliche Auseinandersetzung mit neuen Themenfeldern wie der Stadtteilarbeit oder des Netzwerkmanagements, die Einbettung in eine Gesamtstrategie von Träger und Kommune und ein gelingender Ressourceneinsatz sind dafür notwendig.

GLIEDERUNG DES TEXTES

1. Einleitung
2. Politische und gesetzliche Einordnung
3. Theoretische Hintergründe und fachliche Konzepte
 - 3.1 *Sozialraumorientierung als fachliches Konzept*
 - 3.1.1 *Geschichte und Herkunft*
 - 3.1.2 *Sozialraum und Lebenswelt*
 - 3.1.3 *Prinzipien und Grundsätze*
 - 3.2 *Theoretische Modelle zum Aufbau von Netzwerken und die Gestaltung von Vernetzungen*
 - 3.2.1 *Netzwerke unterschiedlicher Beziehungsformen*
 - 3.2.2 *Planung von tertiären Netzwerken*

4. Die Kindertagesstätte im Sozialraum

4.1 Kindertagesstätten als Lebensort – Funktionen im Sozialraum

4.2 Pädagogik und Sozialraum: Kinder im Mittelpunkt

4.3 Familienzentren als Konzept sozialräumlichen Handelns

4.3.1 Prinzipien und Angebotsstrukturen

4.3.2 Formen von „Familienzentren“

5. Sozialräumliche Praxis – Instrumente und Herausforderungen

5.1 Instrumente im Prozess der Öffnung in den Sozialraum

5.1.1 Bedarfsanalyse und -klärung

5.1.2 Einbindung des Trägers und der kommunalen Jugendhilfeplanung

5.1.3 Einbindung des Teams

5.1.4 Planungs- und Beteiligungsformen mit Eltern und Kindern

5.1.5 Aufbau von Kooperationsverbänden und Netzwerken

5.2 Herausforderungen des sozialräumlichen Handelns für Kindertagesstätten

5.2.1 Das Team in Veränderungsprozessen

5.2.2 Erforderliche Rahmenbedingungen

6. Die Leitung als Übersetzerin und „Vernetzungsarchitektin“

7. Ausblick und Fazit

8. Fragen und weiterführende Informationen

8.1 Fragen und Aufgaben zur Bearbeitung des Textes

8.2 Literatur und Empfehlungen zum Weiterlesen

8.3 Glossar

INFORMATIONEN ZUR AUTORIN

Johanna Nolte ist seit 2010 bundesweit als freie Netzwerk- und Organisationsberaterin sowie als Fachberaterin (in für Kindertagesstätten in Schleswig-Holstein tätig. Der Aufbau von gelingenden Netzwerken und Kooperationen im Spannungsfeld von Management und Inhalt ist Schwerpunkt ihrer Arbeit.

1. Einleitung

Kindertagesstätten stehen mehr als je zuvor im Fokus von Politik und Fachwelt. Frühkindliche Bildung, veränderte familiäre Bedingungen und Konstellationen, die Vereinbarkeit von Familie und Beruf und die Diskussion um Frühe Hilfen werden im System Kindertagesbetreuung besonders relevant. Neue Aufgabenstellungen und Herausforderungen für die Arbeit der Fachkräfte sind die Folge.

Die Notwendigkeit, nicht nur die Kinder im Blick zu haben, sondern auch die Familien und das Umfeld der Kita, wird an vielen Stellen betont. Gerade in den aktuellen fachlichen Debatten zu Inklusion und Demokratiebildung wird diese deutlich. Ohne Kooperationspartner vor Ort, ohne gelingende Vernetzungsstrukturen und ohne Miteinbeziehung der Möglichkeiten und Herausforderungen im Umfeld der Kita ist der Bildungs- Betreuungs- und Erziehungsauftrag in guter Qualität nicht mehr zu erfüllen.

Die Frage, wie sozial- und lebensweltorientierte Arbeit in Kindertagesstätten entwickelt und gelebt werden kann, braucht an vielen Stellen eine vertiefte fachliche Auseinandersetzung mit neuen Themenfeldern wie der Stadtteilarbeit oder des Netzwerkmanagements. Der oft verwendete Begriff der Familienzentren bietet erste Ansatzpunkte zur inhaltlichen Diskussion.

Im Folgenden soll das Konzept der Sozial- und Lebensweltorientierung in den Gesamtkontext der Kindertagesstätten eingeordnet werden und inhaltliche Füllung bekommen.

2. Politische und gesetzliche Einordnung

Gesetzlich verankerter Auftrag

Die Orientierung von Kindertagesstätten an den Bedingungen des „geografischen, emotionalen und mit Beziehungen gestalteten Raums“ (Kobelt Neuhaus/Refle 2010,11) ist seit der Novellierung des SGB VIII im Jahr 2008 gesetzlicher verankerter Auftrag. In §22a SGB VIII „Förderung in Kindertageseinrichtungen“ wird sowohl Bezug genommen auf die interne Weiterentwicklung der Einrichtungen als auch auf die Zusammenarbeit der Fachkräfte:

„.... 1. mit den Erziehungsberechtigten und Tagespflegepersonen zum Wohl der Kinder und zur Sicherung der Kontinuität des Erziehungsprozesses,

2. mit anderen kinder- und familienbezogenen Institutionen und Initiativen im Gemeinwesen, insbesondere solchen der Familienbildung und -beratung,

3. mit den Schulen, um den Kindern einen guten Übergang in die Schule zu sichern

Sozialraum- und lebensweltorientierte Vernetzung und Kooperation von Johanna Nolte

und um die Arbeit mit Schulkindern in Horten und altersgemischten Gruppen zu unterstützen.“ (SGB VIII, § 22)

Die Ausrichtung der Angebote soll sich explizit sowohl in den pädagogischen Inhalten als auch in der organisatorischen Ausgestaltung an den Bedürfnissen und damit den Lebenswelten und Sozialräumen der Kinder und Familien orientieren.

Schon im 12. Kinder- und Jugendhilfebericht wird postuliert, dass das „Zusammenspiel unterschiedlicher Bildungsakteure und -gelegenheiten sozialräumlich auszugestalten und in kommunaler Verantwortung zu organisieren sei“ und dabei die Träger der Kinder- und Jugendhilfe als zentralen Akteur einer kommunalen Bildungslandschaft zu betrachten seien. (Deutscher Bundestag, 2005) Damit wird die Vorgabe aus dem SGB VIII, dass alle Hilfen auf die Verbesserung von Lebensbedingungen ausgerichtet sein sollen, weiter verstärkt.

In diesen Empfehlungen finden sich starke Verbindungslinien zum Ansatz der Early Excellence Center (EEC), der seit Mitte der 90er Jahre aus Großbritannien kommend die deutsche Bildungs- und Betreuungsdiskussion zunehmend beeinflusste. Im Zentrum des EEC-Konzept steht zum einen ein Bildungsverständnis, der sich konsequent auf die Selbstbildung des Kindes und deren Begleitung durch die PädagogInnen bezieht. Zum anderen stehen Fachkräfte im Mittelpunkt, deren Haltung gegenüber Eltern und Kindern so weiterentwickelt werden soll, dass sie dem Leben und Lernen in der Einrichtung förderlich ist. Die Öffnung der Kindertagesstätten für Familien im Sozialraum und eine Orientierung an den Wünschen und Vorstellungen der Familien spielt dabei eine entscheidende Rolle.

In Deutschland entstand auf dieser Grundlage die Bewegung der Familienzentren. Bedingt durch länderspezifische und regional sehr unterschiedliche Fördermodelle und Rahmenbedingungen sowie durch eine hohe Ausdifferenzierung von Strukturen, Konzepten und Angeboten, gibt es inzwischen vielfältige Ausprägungen von Kinder- und Familienzentren – das gemeinsame Merkmal ist ihre Familien- und Sozialraumorientierung.

Mit der Debatte um die Unterstützung von Familien mit Kindern zwischen null und drei Jahren („Frühe Hilfen“) rückt die sozialräumliche Öffnung der Kindertagesstätten neu in den Fokus. Im Bundeskinderschutzgesetz werden als Legaldefinition der Frühen Hilfen bei Kindern unter drei Jahren „präventive Angebote der Kinder- und Jugendhilfe, des Gesundheitswesens sowie weiterer relevanter Hilfesysteme verstanden, die sich prinzipiell an alle Familien unabhängig von bereits bestehenden Problemen oder Belastungen wenden. Insbesondere geht es um spezifische Hilfen, die ein frühzeitiges Erkennen und Unterstützen von

Sozialraum- und lebensweltorientierte Vernetzung und Kooperation von Johanna Nolte

Familien in belasteten Lebenssituationen durch Stärken- und Ressourcenförderung meinen. Die Basis dafür sind multiprofessionelle Netzwerke“ (NZFH 2014,11) Die Kindertagesstätten spielen hier eine wichtige Rolle in der Diskussion, die politisch großen Raum einnimmt.

3. Theoretische Hintergründe, fachliche Konzepte

3.1 Sozialraumorientierung als fachliches Konzept

3.1.1 Geschichte und Herkunft

Vom Fall ins Feld

Sozialraumorientiertes Handeln hat seine Wurzeln in der Gemeinwesenarbeit, die sich in Deutschland seit Anfang der 1970er Jahre entwickelt hat. Ziel war und ist es, eine Verbesserung der Lebensbedingungen und des Umfeldes für die Menschen vor Ort zu erreichen. Es ging dabei um die „Verhältnisse“. Dieses Konzept unterschied sich von den bisherigen Hilfsangeboten. Diese rückten meist die Individuen in den Mittelpunkt und kümmerten sich um das „Verhalten“. Die Grundidee, dass Verhältnisse, Beziehungen und Lebensbedingungen das Aufwachsen von Kindern beeinflussen und gar bestimmen, lenkte den Blick auf den Sozialraum und das Lebensumfeld der Familien.

Im Zehnten Kinder- und Jugendhilfebericht 1990 tauchte erstmals der Begriff der Lebensweltorientierung auf, der das Konzept der sozialraumorientierten Jugendhilfe ergänzte bzw. für die Jugendhilfe nutzbar machte (Budde/Früchtel/Hinte 2001,7) In den Formulierungen im SGB VIII wurde die Ausrichtung am Sozialraum und den Lebensbedingungen ausdrücklich zu einem der Grundpfeiler der Jugendhilfe.

Thiersch formulierte dazu: „Moderne Jugendhilfe agiert lebensweltorientiert, sozialräumlich und versucht Hilfen zur Lebensbewältigung zu geben, in dem sie belastbare und attraktive Sozialräume schafft.“ (Thiersch 2005,15)

3.1.2 Sozialraum und Lebenswelt

Oft werden Lebenswelt und Sozialraum synonym verwendet, was deren Aussagekraft zu Methodiken der Arbeit in der Kindertagesstätte verschwimmen lässt. Auch wenn keine rechtsverbindlichen Definitionen formuliert sind, so lassen sich doch Charakteristika erkennen.

Sozialraum- und lebensweltorientierte Vernetzung und Kooperation

von Johanna Nolte

Charakteristika von Sozialraum und Lebenswelt

„Sozialraum“ wird v.a. in drei Varianten beschrieben: (Kobelt Neuhaus/Refle 2013, 11)

- Sozialraum als subjektive verwendete Größe, mit der in der Regel ein regional eingrenzbare Gebiet gemeint ist, das die darin lebenden Menschen als Gebiet der sozialen Beziehungen und zu erreichenden Infrastruktur identifizieren.
- Sozialraum als konkretes Wohnumfeld, das sich weiter ausdifferenziert in soziales Zentrum, Nahraum und Peripherie.
- Sozialraum als Verwaltungskonstrukt, mit dem Stadtteile oder Bezirke beschrieben werden.

Alle Varianten beschreiben konkrete Räume, deren Grenzen entweder individuell oder pragmatisch festgelegt werden.

Lebenswelt dagegen meint den Gesamtraum der Erfahrungen von Menschen, die sich nicht auf ein konkretes regionales Gebilde zurückführen lässt. (Thiersch 2005,20) Das subjektive Erleben des eigenen Sozialraumes und die tatsächlichen Bewegung und Bezugspunkte der Familien sind für das Konzept der Lebensweltorientierung relevant.

Für Kinder sind beide Räume von Bedeutung. Ihr erster Bildungsort ist die Familie und deren Lebenswelt, ihr erster geografisch und infrastruktureller Aktionsradius ist der Sozialraum mit allen subjektiv erlebten emotionalen Beziehungen. In Kindertagesstätten spielt in den konzeptionellen Ausrichtungen v.a. der Begriff Lebenswelt eine Rolle: die Orientierung an den Bedürfnissen der Kinder ist Grundlage der Arbeit. Der Bezug zum Sozialraum ist häufig an den Situationsansatz als ein gängiges pädagogisches Konzept gekoppelt. Kobelt Neuhaus und Refle beschreiben zwei Wirkrichtungen zwischen Kindertagesstätte und Sozialraum (Kobelt Neuhaus/Refle 2013,13):

- Der Sozialraum beeinflusst Pädagogik und Angebot durch Rahmenbedingungen wie Traditionen, Bevölkerungszusammensetzung und infrastrukturelle Ausstattung
- Die Kindertagesstätte wirkt durch öffentliche Veranstaltungen, Kooperationsbeziehungen zu Akteuren im Sozialraum und stadtteilbezogene Projekte in den Sozialraum hinaus.

Sozialraum- und lebensweltorientierte Vernetzung und Kooperation von Johanna Nolte

3.1.3 Prinzipien und Grundsätze

Wolfgang Hinte beschreibt fünf entscheidende methodische und übergreifend gültige Prinzipien für sozialräumliches Handeln (Hinte in Fehren 2008, 132):

- Orientierung am Willen und Interesse der Beteiligten
- Anpassung der Lösungen und Angebote an die konkreten Bedingungen vor Ort
- Flexible und individuell erarbeitete Konzepte statt vorgefertigte Programme
- Unterordnung der organisatorischen Hindernisse in und zwischen Institutionen unter die Bedürfnissen der Beteiligten
- Passgenaue und integrierte Ressourcenverwendung bezüglich der gegebenen infrastrukturellen Rahmenbedingungen.

Ressourcenorientierung und flexible Organisationen

Früchtel fasst diese Prinzipien für die Arbeit bezogen auf die Arbeit mit Familien in zwei Strängen zusammen (Budde/Früchtel/Hinte 2006, 37). Der erste Strang ist der der Ressourcenorientierung, der Arbeit mit den Stärken der Familien und den Ressourcen der Einrichtungen vor Ort. Als Konsequenz und zweiten Strang fordert er flexible Organisationen, die „maßgeschneiderte Arrangements“ (Budde/Früchtel/Hinte 2006,38) möglich machen. Die Bundesarbeitsgemeinschaft der Landesjugendämter Kiel ergänzt 2006 (BAGJÄ, Kiel 2006): „Zentrales Gestaltungsprinzip sozialräumlicher Kooperation ist die partnerschaftliche Partizipation aller Beteiligten.“

Blandow formuliert dazu: „Sozialräumliches Denken in der Jugendhilfe ist ... ein an Menschen-Stärken orientiertes Denken, ein Denken in vernetzten Strukturen, interessiert an ganzheitlichen Lösungen, an Unterstützung statt an aufkotroyierter Hilfe. Es konzentriert sich auf den Alltag und das soziale Umfeld, es akzeptiert auch originelle Lebensformen. Es bemüht sich, Menschen mit Hilfe anderer – Professionellen und Laien – aus zerstörerischen und einengenden Milieus heraus zu lösen und für neue Erfahrungen zu öffnen, ohne die Bindung an das je spezifische Milieu zu diffamieren.“ (Blandow 2002,34)

3.2 Theoretische Modelle zum Aufbau von Netzwerken und die Gestaltung von Vernetzungen

3.2.1 Netzwerke unterschiedlicher Beziehungsformen

Grundsätzlich unterscheidet Herbert Schubert zwischen natürlichen und künstlichen Netzwerken (vgl. Schubert 2008, 38). In natürlichen Netzwerken bündelt sich vor allem das primäre Beziehungssystem, also durch Dritte organisierte und

Sozialraum- und lebensweltorientierte Vernetzung und Kooperation

von Johanna Nolte

eher informelle Gefüge von Familie, Freunden und Bekannten. Gegenseitige Unterstützung im Alltagsgeschehen, Aufbau von Vertrauen und verlässlicher Beziehungen stehen im Zentrum dieser Netzwerke. Sichtbar werden sie z.B. in Vereinbarungen zum wechselseitigen Abholen der Kinder in der Kindertagesstätte, Verabredungen am Nachmittag für und mit den Kindern etc. Auch die sekundären Netzwerke werden zu den natürlichen Verflechtungen gezählt. Die Grundlage für diese Vernetzungen bildet eine Zugehörigkeit zu Nachbarschaften, regelmäßigen Gruppen und kontinuierlichen Gremien mit unterschiedlich starkem Organisationsgrad. Elternbeiräte, Krabbel- und Spielgruppen, Initiativen zu bestimmten Themen gehören im Alltag der Kindertagesstätte zu den sekundären Netzwerken. Der Verbindlichkeitsgrad nimmt von primären zu sekundären Netzwerken ab, die Beziehungsflexibilität steigt. Ein Kommen und Gehen der Beteiligten wird eher möglich.

Natürliche Netzwerke Soziale Ressourcen		Künstliche Netzwerke Professionelle Ressourcen		
Primäre Netzwerke	Sekundäre Netzwerke Informelle Beziehungen	Tertiäre Netzwerke Professionelle Akteure		
Nicht organisiert	Gering organisiert	Stark organisiert	Gemeinnütziger Dritter Sektor	Märkte
Informelle Kreise	Kleine Netze	Größere Netze, Laiendienste	Institutionelle Dienste	Marktbezogene Kooperation
z.B. Familie, Verwandte, Freunde, Kollegen	z.B. Selbst- hilfekreise, Nachbar- schaftsnetze	z.B. Vereine, Organisa- tionen	z.B. Akteure im Stadtteil/ im Sektor	z.B. Produk- tionsnetz, Händlerverbund

Tabelle 1: Natürliche und künstliche Netzwerke im Überblick (vgl. Schubert 2008)

Den natürlichen Netzwerken des Alltags stehen konstruierte, künstliche Netzwerke gegenüber, in denen zur Abstimmung und Koordination von Aktivitäten überwiegend professionelle Akteure und deren Ressourcen gebündelt werden.

Hier entstehen Ergebnisse und Vereinbarungen, auf die Träger und Einrichtungen interinstitutionell zur Unterstützung ihrer eigenen Tätigkeiten zugreifen können. Diese künstlichen Netzwerke werden als tertiäre Netzwerke bezeichnet. Tertiäre Netzwerke sind die soziale Infrastruktur, die z.B. durch Gremien in den Stadtteilen und Sozialräumen aufgebaut werden

Die Relevanz dieser Unterscheidung zeigt sich in den Beziehungsmustern: In den primären und sekundären Netzwerken arbeiten die Beteiligten weitgehend ohne

Sozialraum- und lebensweltorientierte Vernetzung und Kooperation

von Johanna Nolte

Tertiäre Netzwerke brauchen Planung

Formalisierungen „Hand-in-Hand“ zusammen und stehen im direkten Kontakt. Eine Unterstützung hat die nächste zur Folge. In der Kindertagesstätte können diese Netzwerke ermöglicht, aber nicht gesteuert werden. Sie entstehen als Beziehungsgefüge in der Elternschaft.

Tertiäre Netzwerke von Professionellen benötigen dagegen Planung und Organisation. Die Abstimmung von Angeboten braucht eine genaue Kenntnis der eigenen Möglichkeiten und Grenzen und der des Gegenübers. Die Kooperation verfolgt einen klaren Zweck, das Feld wird gemeinsam festgelegt und verhandelt. Statt einem verbindlichen Austauschprinzip steht hier eine Verhandlung über Schnittmengen und Ressourcenvergaben im Zentrum.

Schubert schreibt in dazu:

„Besonders in der Sozialen Arbeit wird oft von der Fehleinschätzung ausgegangen, tertiäre Netzwerke im professionellen Bereich würden nach denselben „Solidaritätsregeln“ funktionieren wie natürlich Netzwerke. Nach den Erfahrungen von „Koopkurrenz“ als typisches Merkmal von tertiären Netzwerken sind Enttäuschungen und Verstörungen über den „Mythos der Kooperation“ entsprechend vorprogrammiert.“ (Schubert in Döring, 2008,11)

Als Reaktion auf scheinbar nicht gelingende Kooperationen, die ihren Ursprung häufig in einer falschen Einschätzung der typische Dynamiken und dem Fehlen hilfreicher Instrumente haben, halten manche Einrichtungen eher stärker an einer einrichtungsspezifischen Angebotsstruktur fest. Sie verzichten darauf, die Ressourcen zu nutzen, die potentiell durch eine stärkere Vernetzung mit den Einrichtungen und sozialen Dienste im Sozialraum entstehen könnten. »Das macht nur Arbeit und nützt nichts«, so die Einschätzung mancher Einrichtungen und Fachkräfte.

Zugleich werden die bestehenden positiven partiellen Kooperationsbeziehungen zu einzelnen Einrichtungen (z.B. gemeinsame Durchführung einer Ferienfahrt, Mitwirkung beim alljährlichen Stadtteilstfest) überschätzt und bereits für tertiäre Netzwerke gehalten. Gelingende tertiäre Netzwerke haben Voraussetzungen und brauchen Planungen. Sie entstehen nicht naturwüchsig, sondern müssen systematisch aufgebaut werden.

Sozialraum- und lebensweltorientierte Vernetzung und Kooperation von Johanna Nolte

3.2.2 Planung von tertiären Netzwerken

Tertiäre Netzwerke, d.h. Netzwerke der professionellen Akteure im Sozialraum, sind nicht „naturwüchsig“, sie brauchen Planung und Steuerung auf Ebene der teilnehmenden Einrichtungen und auf Ebene der Netzwerke. Schubert beschreibt den instrumentellen Kreislauf der Netzwerkplanung (Schubert 2008,53), in dem verschiedene Phasen benannt sind:



Abb 2: Instrumenteller Kreislauf der Netzwerkentwicklung (Schubert 2008,53)

Im Steuerungsmodell sind Phasen zum Aufbau von „planerisch initiierten und entwickelten künstlichen Netzwerken“. (ebd) benannt. Schubert beschreibt die Netzwerke folgendermaßen:

Planung in Phasen

„Diese sind a) operativ auf einen Primärprozess ausgerichtet, haben b) durch die Vernetzung der Fachleute rein tertiären Charakter und werden c) in der Regel vertikal hierarchisch gesteuert und über Ressortgrenzen hinweg organisiert, um das Zusammenwirken der Akteure zu koordinieren.“ (Schubert 2008, 38)

Wesentliches Erfolgskriterium einer Netzwerkkooperation ist nach Schubert (vgl. Schubert, 2008) die Einbettung der Kooperation in eine zielführende (kommunale und trägerspezifische) Gesamtstrategie. Ein Netzwerk professioneller Akteure baut sich nach dem Bedarf und den zu erreichenden Zielen auf und nicht an Ideen der beteiligten Organisationen.

Von der Ideengenerierung über die Entwicklung bis zur Umsetzung einer Netzwerkkooperation wird ein Prozess gestaltet, der folgenden Phasen folgt :

Sozialraum- und lebensweltorientierte Vernetzung und Kooperation von Johanna Nolte

- Identifikation der Bedarfe und Bedürfnisse
- Identifikation der wichtigen Kooperationspartner
- Kooperationsentscheidung und -einrichtung durch verbindliche Vereinbarungen
- Implementierung und Realisierung

Zu Beginn steht die Frage nach dem Bedarf an Angeboten und von Unterstützung für Familien und Kinder im Sozialraum. Tertiäre Netzwerke sind laut Schubert (Schubert in Döring, 2008, 12) nur dann von Bedeutung, wenn ihre Aufgabe als Unterstützung des Prozesses den Familien deutlich wird. Nur dann sei der Ressourcenaufwand gerechtfertigt. Für Kindertagesstätten mit ihren begrenzten Ressourcen und dem immer im Vordergrund stehenden pädagogischen Bildungs-, Erziehungs- und Betreuungsauftrag sind diese Vorüberlegungen äußerst relevant. Nur Netzwerke, die sich direkt auf die Arbeit beziehen, eine direkte Verbindung zum Sozialraum und den Lebenswelten der Familien haben und Kooperationspartner mit einbeziehen, die in der Kindertagesstätte aktiv sein wollen und sollen, sind effektive und nützliche Netzwerke für die Arbeit der Einrichtungen.

4. Die Kindertagesstätte im Sozialraum

4.1 *Kindertagesstätten als Lebensort – Funktionen im Sozialraum*

Durch den Rechtsanspruch auf einen Platz in Kindertagesstätten für Mädchen und Jungen von null bis sechs Jahren ist ein wohnbereichsnahes Angebot für Kinder bis zum Schuleintritt gewährleistet, das in hohem Maße von Familien in Anspruch genommen wird. Die Kindertagesstätten sind zentrale Sozialisationsinstanz, deren Freiwilligkeit einerseits bei gleichzeitiger sehr hoher Motivation der Inanspruchnahme andererseits ein Alleinstellungsmerkmal in der Kinder- und Jugendhilfe und der Bildungslandschaft darstellen.

Kitas sind
selbstverständlich

Die Selbstverständlichkeit des Besuchs einer Kindertagesstätte in der Biografie von Kindern und deren wachsende Bedeutung durch die vermehrte Berufstätigkeit beider Elternteile lässt die Einrichtungen zu einem Lebensort für Familien werden, in dem es sowohl um Kinder als auch deren Familien geht. Die Kindertagesstätten sind der erste öffentliche Raum, den Eltern und Kinder erleben; der erste Kontakt zu einer öffentlichen pädagogischen Instanz. Dabei fällt auf, dass Eltern durch die Flut der Erziehungsbotschaften und dem Druck, alles richtig machen zu wollen häufig verunsichert sind. Die hohe Komplexität der Lebens-

Sozialraum- und lebensweltorientierte Vernetzung und Kooperation von Johanna Nolte

und Familienbedingungen und -konstellationen steigert diese Belastung zusätzlich. Das führt dazu, dass aus den Einrichtungen zunehmend auch eine Anlaufstelle für Fragen der Eltern und eine Vermittlungsinstanz zu anderen Hilfenanbietern werden.

Präventive Konzepte zur Stärkung der Eltern und die Möglichkeit, frühzeitig Hilfen vermitteln zu können und Belastungssituationen zu erkennen, lassen sich in überschaubaren Sozialräumen und in den vertrauten Umgebungen effektiv umsetzen. Auch hier spielt die Kindertagesstätte eine zentrale Rolle. Hier erhalten Mitarbeitende der Kinder- und Jugendhilfe erstmalig kontinuierlich Einblick in Familienkulturen und können Problemlagen erfassen. Wohnbereichsnahe, konzeptionell zusammengeführte Angebote ermöglichen es, Familien zu erreichen, denen der Zugang zu anderen Hilfesystemen erschwert ist.

Damit ergeben sich drei Handlungsebenen für Kindertagesstätten im Sozialraum:

- Ebene der Kinder: Begleitung und Unterstützung ihrer Erfahrungen in ihrem direkten Umfeld
- Ebene der Begleitung der Familien: Unterstützung in Fragen der Erziehung und in belastenden Lebenssituation durch Vermittlung von geeigneten Hilfen und Information über präventive Angebote vor Ort
- Ebene des Sozialraums: Kooperation der Institutionen vor Ort um eine passgenaue Abstimmung der Angebote zu erreichen und sich für verbesserte Lebensbedingungen für Kinder und Familien einzusetzen.

Unter Bezugnahme auf die netzwerktheoretischen Zugänge werden damit verschiedene Vernetzungen angesprochen. Die Ermöglichung primärer Netzwerke durch die Schaffung von Begegnungen in den Häusern, die Unterstützung von sekundären Netzwerken durch regelmäßigen Gruppen und z.B. Elternbeteiligungsgremien und verbindlichen Netzwerken und den Aufbau von tertiären Netzwerken durch die Abstimmung von institutionellen Diensten zur passgenauen Angebotsgestaltung sind Elemente des sozialräumlichen Arbeitens in Kindertagesstätten.

4.2 Pädagogik und Sozialraum: Kinder im Mittelpunkt

„Aneignung ist die tätige Auseinandersetzung von Kindern und Jugendlichen mit ihrer konkreten Umwelt, mit Gegenständen, Materialien, Werkzeugen usw. Trotz vieler Einschränkungen ist die Erweiterung ihres Handlungsraumes eine dominante Tätigkeit im Aneignungsprozess von Kindern und Jugendlichen; sie machen sich fremde Orte zu eigen, erschließen sich deren Bedeutung und die

Sozialraum- und lebensweltorientierte Vernetzung und Kooperation

von Johanna Nolte

Partizipation, Inklusion, Selbstbildungsprozesse

Möglichkeiten, die in den Räumen liegen, und vergrößern damit ihren Horizont im Sinne einer Verbreiterung ihres Verhaltensrepertoires. Die Formen der Aneignung ihrer Lebenswelt, (...) von Kinder und Jugendliche werden wesentlich beeinflusst durch die sozialräumliche Struktur der jeweiligen Lebenswelt.“ (Deinet 1998,75)

Jede Konzeption benennt die Relevanz der Orientierung an den Bedingungen und Bedürfnissen der Kinder und Eltern. Das Wissen über Selbstbildungsprozesse von Kindern im Rahmen von Aneignung und Exploration erfordert ebenso eine Öffnung hin zur den territorialen Bezügen der Kinder wie die Gestaltung der partnerschaftlichen Zusammenarbeit mit Eltern. Sich an den Gegebenheiten außerhalb der Einrichtung zu orientieren ist folgerichtig nicht als eine „Orientierung für die Kinder“ sondern als deutliche „Orientierung mit den Kindern“ zu definieren. Das Wissen um die Lebensbedingungen und den zur Verfügung stehenden Möglichkeitsraum für Familien schafft Verständnis für deren Ressourcen und Herausforderungen. Die Öffnung der Kindertagesstätte in den Sozialraum ist zwingende Notwendigkeit, um Verständnis und Gespür für die Lebenswelt von Eltern und Kinder zu bekommen und darauf aufbauend passende Ansätze und Angebote entwickeln zu können.

Die Bildungsdimensionen Partizipation und Inklusion lassen sich noch direkt aus den Forderungen nach einer Öffnung der Kindertagesstätte ableiten; beinhalten sie doch schon in ihrer Grunddefinition die Miteinbeziehung des Umfelds. Im Sozialraum werden Inklusion und Partizipation zu gesellschaftlichen Herausforderungen, zu deren Bearbeitung die Kindertagesstätten mit dem Blick auf gelebtes Demokratieverständnis und auf die Vielfalt der Lebensformen den Grundstein legen.

Drei wesentlichen pädagogischen Zielsetzungen und Aufträge einer Kindertagesstätte in drei verschiedenen Dimensionen sind damit wesentlich geprägt von der Öffnung der Einrichtung in den Sozialraum:

- Dimension der Kinder: Selbstbildung durch Aneignung
- Dimension der Eltern: Eltern als Experten in ihrer familiären Lebenswelt
- Dimension der Gesellschaft: Kindertagesstätte als Ort der Demokratiebildung

4.3 Familienzentren als Konzept sozialräumlichen Handelns

4.3.1 Prinzipien und Angebotsstrukturen

Familienzentren sind Ergebnis und Ausdruck eine „innovativen Praxisentwicklung, die auf veränderte familiäre Bedarfe reagierte“ (Diller, 2008, 8) Ziel ist eine ausgeweitete Angebotspalette für Eltern und Familien, orientiert an Lebenslagen und Sozialräumen. Die konkrete Ausgestaltung vor Ort ist daher sehr heterogen, was sich in den Bezeichnungen widerspiegelt. Kitaplus, Elternkompetenzzentren, Häuser für Kinder, Familienkita und viele mehr stehen für eine familien- und sozialraumorientierte Pädagogik.

Qualitative Elemente

Entscheidende qualitative Elemente von angebotsintegrierenden Zentren hat Diller formuliert: (ebd)

1. Es sind Angebotssegmente angedockt, die sich einerseits an den Bedürfnissen und dem Bedarf der Menschen im Einzugsgebiet orientieren und andererseits abhängig und abgestimmt auf die bestehenden Angebote vor Ort sind.
2. Verschiedene Angebotssegmente sind in ein Gesamtkonzept integriert, welches die Evaluation und Weiterentwicklung möglich macht.
3. Das Angebot wird durch kooperative Aktivitäten mit anderen Institutionen gestützt. Diese Aktivitäten sind Motoren der Weiterentwicklung der Einrichtung.
4. Die Angebotsstruktur zeichnet sich nicht allein durch eine Öffnung nach außen in den Raum aus, sondern ebenso durch eine Öffnung nach innen im Sinne einer variablen Nutzung von Öffnungszeiten, Altersmischungen, offenen Angeboten etc.
5. Zum Spektrum zählen offene Angebote für Kinder und Familien, die nicht zu den angemeldeten Nutzern gehören und der Vernetzung dienen.
6. Die Gesamteinrichtung ist kommunal bzw. jugendhilfepolitisch verankert und eingebunden in fachpolitische Diskurse.

Diese Prinzipien sind weder als vollständige Aufzählung noch als unabdingbare Voraussetzungen zu werten. Vielmehr sind sie als Zielmarken zu verstehen, die je nach Einrichtung akzentuiert sein können.

Sozialraum- und lebensweltorientierte Vernetzung und Kooperation von Johanna Nolte

Für die Angebotsstruktur bedeuten diese Prinzipien, Angebote auf drei Ebenen Vorzuhalten:

- erstens das Basisangebot zur hochwertigen Bildung, Betreuung und Erziehung der Kinder,
- zweitens ein Beratungsangebot und Austauschforen für Eltern und Angebote zur Elternbildung und
- drittens Strukturen der Kooperation mit anderen Akteuren. (Diller 2005,10)

4.3.2 Formen von „Familienzentren“

Im Überblick lassen sich drei Organisationsformen unterscheiden (Diller 2005,8):

1. Kindertageseinrichtung plus

Zusätzlich zum Regelangebot der Kindertagesstätte werden aus dem Team heraus begleitende Angebote für Eltern und Kinder organisiert und bereitgestellt. Familienbildungsangebote, Kursangebote, Sprechstunden von Kooperationspartnern, Teilnahme an Gremien, Zurverfügungstellung von Räumlichkeiten an andere Institutionen sind zu nennen. Das KitaPlus-Modell gehört in vielen Einrichtungen schon lange zum Standardangebot, dessen Ausgestaltung sich an den zur Verfügung stehenden Ressourcen orientiert.

2. Kooperationsmodell

Verschiedene Einrichtungen und Institutionen entwickeln ein gemeinsames Rahmenkonzept, in dem eine Abstimmung der verschiedenen Angebote im Zentrum steht. Jede Einrichtung bleibt in ihren eigenen Strukturen autonom, Schnittstellen werden identifiziert und für die Familien verknüpft.

Die Leitidee ist eine Minimalisierung der Zielgruppenüberscheidung durch Abstimmung: statt um die gleichen Familien zu konkurrieren, werden die jeweiligen Stärken verknüpft und eine integrierte Angebotspalette entwickelt.

3. Zentrumsmodell

Der Grundsatz eines Zentrums ist es, möglichst viele ziel- und bereichsübergreifende Angebote für Familien unter einem Dach zusammenzufassen.

Die besondere Stärke des Zentrumsmodells liegt in der Möglichkeit, der Abstimmung der Angebote sowohl in horizontaler als auch in vertikaler Linie. Eine Vielzahl an Angeboten ist in schlanken Führungs- und Verwaltungsstrukturen möglich. Die Palette der Angebote erstreckt sich meist über mehrere Lebensabschnitte und Räume. In den Mehrgenerationenhäusern wurde dieser Gedanken in Modellprojekten jenseits der frühkindlichen Bildung weitergedacht.

5. Sozialräumliche Praxis – Instrumente und Herausforderungen

5.1 *Instrumente im Prozess der Öffnung in den Sozialraum*

Analog zum geplanten Netzwerkaufbau können Schritte benannt werden, die bei der konzeptionellen und gelebten Öffnung der Kindertagesstätte berücksichtigt werden müssen: (Braun, 2005,4)

5.1.1 **Bedarfsanalyse und -klärung**

Eine konsequente Orientierung am Bedarf und den Bedürfnissen von Familien und Kindern im Sozialraum erfordert eine möglichst genaue Erforschung derselben. Hierbei sind Fakten der Jugendhilfeplanung wie sozioökonomische Sozialraumdaten, demografische Entwicklung, Wohnumfeldbedingungen und sozialer Infrastruktur relevant. Ebenso zentral sind „weiche Faktoren“, also subjektiven Veränderungswünsche, Belastungserfahrungen und Wahrnehmungen im Umfeld. Erlebte Qualität, bestehende Einschränkungen und Möglichkeiten der Orte und Räume stehen hier im Fokus, ebenso die Frage nach Selbsterprobungsmöglichkeiten und für Umweltreaktionen auf Kinder und Eltern.

In diesem Sinne heißt Bedarfsanalyse (ebd):

1. (Selbst-)kritische Bestandsaufnahme der institutionellen Angebote im Sozialraum
2. Geografische und zielgruppenspezifische Verortung der eigenen Arbeit bzw. Einrichtung im Sozialraum unter Einbeziehung der Außensicht durch andere Einrichtungen und die Nutzer.
3. Einbeziehung sozialstruktureller Daten in die konzeptionelle Weiterentwicklung
4. Praktische Erprobung ausgewählter Methoden der Sozialraumanalyse zusammen mit Kindern und Jugendlichen
5. Überlegungen zur Institutionalisierung der Nutzerperspektive durch geeignete Methoden

5.1.2 Einbindung des Trägers und der kommunalen Jugendhilfeplanung

Ohne Rückendeckung und Unterstützung des Trägers ist eine Weiterentwicklung einer Kindertagesstätte längerfristig nicht tragfähig. Das Profil des Trägers, dessen Größe, Wirkungsradius und inhaltliche Ausrichtung hat Konsequenzen für die Positionierung im Markt, für die Angebotsstruktur, für die Notwendigkeit zur Kooperation und für die politische Aufmerksamkeit. Trägerinteressen sind nicht zwangsläufig identisch mit den Erfahrungen der MitarbeiterInnen und die jeweilige Werteorientierung deckt sich nicht automatisch mit der Forderung nach einer Öffnung der Kindertagesstätte in das Umfeld. Je sorgfältiger Motive und Ziele geklärt und vereinbart werden, desto besser kann Weiterentwicklung gelingen.

5.1.3 Einbindung des Teams

Eine Öffnung in das Umfeld verlangt eine hohe Flexibilität der Mitarbeitenden. Die Öffnung der Einrichtung ist ein Schritt, der sowohl neue fachliche Kompetenzen im Bereich Aktivierung und Beratung erfordert als auch einen Change-management- und Teamentwicklungsprozess in Gang setzen kann. Der Weg zur sozialräumlichen Orientierung verlangt eine genaue Einschätzung der Konsequenzen und möglichen Veränderungen.

5.1.4 Planungs- und Beteiligungsformen mit Eltern und Kindern

Um die Familien mit ihren Kindern möglichst früh an der Gestaltung „ihres“ Angebots zu beteiligen, braucht es Methoden der Aktivierung und Partizipation. Die Gemeinwesenarbeit stellt eine Vielzahl solcher Methoden zur Verfügung. Die Einrichtung ist aufgefordert, passgenaue Formen der Beteiligung für Eltern und Kinder zu konzeptionieren, um die Bedarfsanalyse zu erweitern und konkrete Ideen zur Umsetzung zu gewinnen.

Je besser die Methode auf die Möglichkeiten und Grenzen der Eltern und Kinder abgestimmt ist, desto intensiver können die Familien Teil des Prozesses der Weiterentwicklung sein. Sprachliche und rhetorische Hürden sind dabei ebenso zu beachten wie Bildungsbiografien und Milieuzugehörigkeit. Der Beteiligung der Kinder ist ein besonderer Stellenwert einzuräumen; sie sind und bleiben das Zentrum der Arbeit der Kindertagesstätte und brauchen besonders Gehör bei der Ausgestaltung der Einrichtung.

5.1.5 Aufbau von Kooperationsverbänden und Netzwerken

In der Regel besteht eine breite Angebotspalette von Institutionen und Akteuren im Bereich der frühkindlichen Bildung und Entwicklung. Die bestehenden Dienste sind eine Ressource für die Arbeit mit den Familien in den Kindertages-

Sozialraum- und lebensweltorientierte Vernetzung und Kooperation von Johanna Nolte

stätten; Um deren fachliches Wissens und die organisatorische Unterstützung sinnvoll zu nutzen, müssen die Beziehungen zu den Diensten aufgebaut und gepflegt werden. Im ersten Schritt werden zentrale Kooperationspartner nach deren Relevanz für die Eltern und Familien und der Arbeit der Kindertagesstätte identifiziert und erste Kontakte geknüpft. Velerorts bestehen Stadtteilgremien und Arbeitskreise, die als Ausgangspunkt für die Vernetzung in den Sozialraum genutzt werden können und sollen. Gemeinsam müssen die Frage nach den bestehenden Schnittmengen und nach möglichen Punkten der Zusammenarbeit im Sinne der Bedarfe der Familien beantwortet werden, ebenso ist die gegenseitige Kenntnis von Rahmenbedingungen, Grenzen und Möglichkeiten von zentraler Bedeutung.

Kooperationsbeziehungen sind dann langfristig erfolgreich, wenn die Schnittmenge ausreichend hoch ist, der eigene Gewinn erkannt wird und eine Vertrauensbeziehung entstehen konnte. Regelmäßige Pflege und die kontinuierliche Arbeit an bestehenden Kooperationsbeziehungen sind dafür Voraussetzung.

5.2 Herausforderungen des sozialräumlichen Handelns für Kindertagesstätten

5.2.1 Das Team in Veränderungsprozessen

Veränderte Sicht

Die Öffnung in den Sozialraum und die hohe Partizipation von Familien bedeutet in vielen Kindertagesstätten eine Kulturveränderung, in der es innere und äussere Prozesse zu bewältigen gilt. Sich im Gesamtteam aktiv über Möglichkeiten und Grenzen der Orientierung am Sozialraum auseinander zu setzen und zu überprüfen, wie das den pädagogischen Auftrag der Kindertagesstätte erfüllen hilft, ist die Voraussetzung für gelingendes Handeln

Im Kompetenzprofil für Fachkräfte für Kinder unter drei Jahren (von Behr 2013,110) werden folgende Kompetenzen zur Orientierung in den Sozialraum genannt:

„Die Frühpädagogische Fachkraft nutzt, gestaltet und entwickelt den Sozial- und Kulturraum als Bildungs- und Lerngelegenheit

(...) Sie unterstützt den Aufbau informeller Netzwerke zwischen Eltern (...)

(...) Sie beteiligt sich am Aufbau sozialräumlicher Netzwerke (...)

Sie beziehen sich auf den Aufbau und die Pflege sowohl primärer als auch tertiärer Netzwerke.

Sozialraum- und lebensweltorientierte Vernetzung und Kooperation von Johanna Nolte

Um diesen Ansprüchen gerecht zu werden, müssen Wissenskompetenzen, methodisches Handwerkszeug und personale Kompetenzen erworben werden, die nicht zwingend zum Kanon der Ausbildungsinhalte der pädagogischen Fachkräfte gehören. Vor allem Methoden des strategischem Aufbaus und Planens, Verfahren der Sozialraumanalyse und Bedarfsermittlung sowie Kenntnisse der Netzwerkstrategien sind Kompetenzen, die in der sozialräumlichen Arbeit gefordert sind.

5.2.2 Erforderliche Rahmenbedingungen

Die Ressourcenplanung spielt eine zentrale Rolle in der Öffnung der Kindertagesstätten. Zu berücksichtigende Parameter sind räumliche, personelle, zeitliche und finanzielle Ressourcen. (Diller 2006, 22)

Raum, Personen, Finanzierung

Bei den räumlich Rahmenbedingungen ist für integrierte und abgestimmte Angebote eine örtliche Nähe der Einrichtungen oder von gemeinsam genutzten Räumen eine wichtige Voraussetzung. Kindertagesstätten stoßen bei der Zurverfügungstellung ihrer Räumlichkeiten für andere Akteure oder einer Ausweitung des eigenen Angebots schnell an ihre Grenzen.

Als personelle Rahmenbedingungen werden quantitativ und qualitativ Ressourcen nötig. Zusätzlicher Personalbedarf und ein erhöhter Zeitaufwand ergibt sich durch mehr pädagogische Aufgaben mit Kindern und Eltern, Absprachen mit Kooperationspartnern und der Pflege von Vernetzungsbeziehungen, der Notwendigkeit von beteiligungsverfahren oder durch die Durchführung neuer Angebote. Die quantitativen Ressourcen bestimmen maßgeblich die Möglichkeiten der Kindertagesstätte für die Öffnung. Qualitativ braucht es zusätzliche Qualifikationen und Profile der pädagogischen Fachkräfte und prozessbegleitende Maßnahmen, um die Veränderungen zu meistern.

Bisher gibt es keine etablierten Finanzierungswege, um die personellen und zusätzlichen Finanzierungsbedarfe abzudecken. Bisherige Modelle von Familienzentren leben häufig von trügereigenen Mitteln bzw. von Projektmitteln. Die Unterstützung des Trägers und der kommunalen Jugendhilfeplanung sind hier im Moment entscheidende Faktoren für die finanzielle Unterstützung. Allerdings werden in immer mehr Kommunen und Ländern Schritte in Richtung der Installierung von Familienzentren gegangen und erste Gelder zur Verfügung gestellt. Auch hier gilt der Grundsatz: Je weniger finanzielle Ressourcen in das System der Kindertagesstätte zum Zweck der Erweiterung und Öffnung in den Sozialraum zur Verfügung gestellt werden, desto kleiner, abgestimmter und mitarbeiterbezogen sollte die Umsetzung vor Ort sein.

6. Die Leitung als Übersetzerin und „Vernetzungsarchitektin“

Sozialräumliches Handeln in der Kindertagesstätte bedeutet, ständig die Bedürfnisse der Familien, die Situation im Team und in der Gesamteinrichtung sowie die sich verändernden Bedingungen im Sozialraum zu reflektieren und neu zu fokussieren. Diese Perspektiven als Folien übereinander zu legen, Schnittmengen und Unterschiede zu erkennen und zu benennen und darauf aufbauende Weiterentwicklungen anzuschleppen ist Aufgabe der Leitung und des Trägers einer Einrichtung.

Einrichtungsspezifische Faktoren, beispielsweise regionale Rahmenbedingungen, Geschichte und Kultur der Einrichtung, Erfahrungen und Kompetenz der MitarbeiterInnen, Lebenslagen der Eltern, bisherige Einbindung in den Sozialraum spielen eine wichtige Rolle in der Konzeptumsetzung. Auch die Kultur der Träger ist entscheidend: eine Öffnung der Kindertagesstätte in den Sozialraum hinein ist aus diesem Grund nur mit Rückendeckung des Trägers realistisch.

In diesem Sinne ist die Leitung Sprachrohr zwischen den verschiedenen Ebenen und leistet Übersetzungshilfe und Einordnung von Erfahrungen und Bedingungen. Als Leitung des Teams ist sie gefordert, die Mitarbeitenden auf dem Weg der Öffnung und durch die sich daraus ergebenden Unsicherheiten und fachlichen Herausforderungen zu begleiten und sie zu unterstützen. Dies kann durch regelmäßige Befragungen und Beteiligungsformen im Team gesichert werden, ebenso durch ein betriebliches Vorschlagswesen, externer Prozessbegleitung oder Fortbildung.

Als VertreterIn nach außen kommuniziert die Leitung die Erfahrungen aus dem Alltag der Kindertagesstätte und die dort erfassten Bedarfe. Sie fungiert als Sprachrohr für die Familien in politischen und fachlichen Abstimmungsprozessen und gewinnt KooperationspartnerInnen. Gegenüber Eltern ist sie VermittlerIn zwischen Einrichtungsrahmen und Elternbedürfnissen und steht für die Partizipation der Beteiligten ebenso wie für die fachlichen Grundsätze pädagogischer Arbeit.

Die Aufgabenstellung einer Leitung benennt Knauer (Knauer 2011,12) als die einer „Vernetzungsarchitektin“. Sie übernimmt die Funktionen PlanerIn, Führende und BegleiterIn des Gesamtprozesses. Die Befähigung zur Umsetzung in der Praxis, die Implementierung der fachlichen Ansätze in die Einrichtungskultur liegt in ihrer Verantwortung. Sie übernimmt die Gestaltung und Anbahnung der Kooperationskontakte und plant Teamprozesse und unterstützt Elternpartizipation und greift auf professionelle Instrumente und Methoden des Change Managements und der Bedarfsplanung zurück

Sozialraum- und lebensweltorientierte Vernetzung und Kooperation von Johanna Nolte

Vor diesem Hintergrund ist sie nicht Umsetzende der sozialräumlichen Öffnung und nicht omnipotente HerrIn des Geschehens, wohl aber die ArchitektIn und StatikerIn des Gesamtbaus Kindertagesstätten mit Öffnung in den Sozialraum und Motivations- und Erinnerungsinstanz an vereinbarte Grundsätze. Sie braucht zur Erfüllung dieser Rolle Unterstützung durch den Träger und ein ausreichendes Zeitvolumen.

7. Ausblick und Fazit

Die Öffnung der Kindertagesstätte in den Sozialraum, die Orientierung am Bedarf und der Lebenswelten der Familien sind für die pädagogische Arbeit unerlässlich müssen konzeptionell verankert werden. Die Ermöglichung primärer Netzwerke, die Unterstützung sekundärer Netzwerke und der Aufbau tertiärer Netzwerke gehören zum Gesamtkonzept der Öffnung; die pädagogische Arbeit mit den Kindern als zentraler Auftrag der Kindertagesstätte wird damit um weitere Dimensionen ergänzt bzw. komplettiert.

Auf gesetzlicher und politischer Ebene ist zu erwarten, dass die Forderung nach sozialräumlicher Öffnung einen noch höheren Stellenwert einnehmen wird. Der Rechtsanspruch auf Krippenplätze seit 2013 lenkt den Blick weiter auf die Kindertagesstätten als Sozialisationsinstanz und erweitert den Kreis der Akteure und Kooperationspartner. Auch unter finanziellen Gesichtspunkten wird eine Koppelung von infrastrukturellen Angeboten im Sinne von Synergieeffekten diskutiert. Inwiefern dieser Veränderungs- und Aufbauprozess begleitet und finanziert wird, wird zu klären sein.

Im Prozess der Öffnung der Kindertagesstätte nach außen sind zusammenfassend folgende zentrale Aspekte zu nennen:

a) Kindertagesstätten sind Teil des Sozialraums und zentrale Instanz für Familien

Kindertagesstätten bieten sich aufgrund ihrer Funktion im Gemeinwesen als Zentrum für kooperative Tätigkeiten an. Sie sind Orte der Begegnung und des Austauschs und sind in ihrer Struktur an den Bedürfnissen der Familien ausgerichtet. Qua Funktion nehmen sie Elemente der Orientierung an den Lebenswelten auf, da sie maßgeblich von Bedingungen der Familien und des Umfelds geprägt sind.

b) Sozialraumorientierung braucht einen Rahmen

Ohne Einbettung des sozialräumlichen Handelns in strategische und fachliche Gesamtkonzepte der Kommunen, Träger und der Einrichtung selbst und ohne die Ausstattung mit genügend Ressourcen ist eine Öffnung der Kindertagesstätte

Sozialraum- und lebensweltorientierte Vernetzung und Kooperation

von Johanna Nolte

in den Sozialraum außerhalb des pädagogischen Auftrags nur in begrenztem Rahmen denkbar und möglich.

c) Sozialraumorientierung braucht Fachlichkeit

Die Umsetzung einer sozialräumlichen Öffnung bedeutet in Kindertagesstätten eine Kulturveränderung. Die Orientierung am Kind wird zur Orientierung mit dem Kind, deren unbedingte Mitsprache und Mitgestaltung wird zur grundlegenden Aufgabe für Pädagogen. Dies erfordert einen inhaltlichen Veränderungsprozess, der gestaltet und kontinuierlich gestützt werden muss. Sowohl fachliche Qualifizierungen als auch der Umgang mit Befürchtungen und Bedenken als auch Klarheit in den eigenen Rahmenbedingungen müssen berücksichtigt und erarbeitet werden. Besondere Beachtung braucht dabei die Entwicklung einer Fachlichkeit hinsichtlich des Aufbaus von Netzwerken und deren Dynamiken. Sozialraumorientierung und Kooperation haben Regeln, die es zu kennen und anzuwenden gilt.

d) Kooperationspartner sind Ressourcen in der sozialräumlichen Öffnung

Die Kooperationspartner im Sozialraum sind Ressourcen bei der Umsetzung der Öffnung. Deren fachliches Wissen, deren Ressourcen und deren komplementäre Sichtweise über Bedingungen der Familien machen passgenaue integrierte Angebote erst möglich. Nur im Zusammenspiel der Akteure gelingt die Übersetzung von Wünschen und Bedarfen in Unterstützung für die Familien im Sozialraum.

e) Sozialraumorientierung bedeutet Flexibilität und Kreativität.

Angebote nicht entlang von strukturellen Gegebenheiten und Gewohnheiten zu denken, sondern kreativ und gemeinsam mit den Beteiligten Lösungen im System zu suchen, die für alle machbar sind, ist eine Herausforderung für alle Akteure. Flexibilität bedeutet auch ständige Neuorientierung und braucht Lust und Neugier auf Familien und deren Ideen.

Neben aller pädagogischen Sinnhaftigkeit einer sozialräumlichen Orientierung und dem Wunsch, das pädagogische Handeln an Interessen und Bedürfnissen der Kinder und Familien auszurichten, bleibt die Frage nach ermöglichenden Rahmenbedingungen weiterhin offen. Im aktuellen System der Kindertagesbetreuung und mit Blick auf dessen vielfältige Aufgaben ist und bleibt es eine Frage der Ressourcen, ob eine sozialräumliche Ausrichtung nachhaltig umgesetzt werden kann. Angesichts beispielsweise der Einführung des Rechtsanspruchs auf öffentliche Betreuung für Kinder unter drei Jahren und einer hohen Nachfrage nach langen und flexiblen Betreuungszeiten sind die Einrichtungen oft am Ende ihrer Leistungsfähigkeit und Veränderungsbereitschaft angelangt. Die Orientierung an PartnerInnen im Sozialraum verspricht hier Entlastung – der Aufbau und die Pflege der notwendigen professionellen Akteursnetzwerke und die Ins-

Sozialraum- und lebensweltorientierte Vernetzung und Kooperation von Johanna Nolte

tallierung von Beteiligungsangeboten und Begegnungsmöglichkeiten kosten allerdings Energie und binden Personalressourcen.

Desweiteren braucht es zwingend ein klares Bekenntnis des Trägers und des Finanzgebers zum Konzept der Sozialraumorientierung. Rahmenbedingungen, Unterstützungssysteme und strategische tertiäre Netzwerke auf Führungsebene sind notwendig, um ein Handeln auf der operativen Ebene realistisch zu ermöglichen. Die Verantwortung für die konzeptionelle und inhaltliche Arbeit liegt ebenso bei Trägern und Overheadstrukturen wie in der Einrichtung selbst: Der gesetzte Rahmen bestimmt die operativen Grenzen.

„Kinder und Eltern brauchen Kindertageseinrichtungen, die die individuellen Bildungswege von Kindern und Eltern achten. Nur mit dieser Haltung der Lebenswelt- und Sozialraumorientierung gelingt es, Bildungsprozesse anzustoßen und zu begleiten.“ (Knauer 2011). Dazu werden finanzielle und zeitliche Ressourcen, klare politische und strategische Steuerung, Unterstützung für die Einrichtungsleitungen und Teams und methodische Kompetenzen notwendig sein, die es weiter einzufordern gilt.

8. Fragen und weiterführende Informationen

8.1 Fragen und Aufgaben zur Bearbeitung des Textes



FRAGE 1

„Sozialräumliche Vernetzung gehört zum ureigensten Auftrag von Kindertagesstätten.“ Diskutieren Sie diese These vor dem Hintergrund der fachlichen Diskussion um Partizipation, Inklusion und der Zusammenarbeit mit Eltern!



FRAGE 2:

Sozialräumliche Vernetzung wird v.a. in Familienzentren deutlich. Vergleichen Sie die verschiedenen vorgestellten Modelle hinsichtlich ihrer Vor- und Nachteile für die pädagogischen und strukturellen Arbeit der Kindertagesstätte!



AUFGABE 1:

Analysieren Sie den Sozialraum von Ihnen bekannten Einrichtungen und Lebenswelten der Familien. Was leiten Sie aus dieser Betrachtung für Ihren konkreten Alltag ab? Welche Schlussfolgerungen könnten daraus für die konkrete Arbeit gezogen werden?



AUFGABE 2

Welche Bilder haben Sie von „Familie“? Welche Familienkonstellation haben Sie selbst erlebt? In welche Lebenslage können Sie sich am besten, in welche am wenigstens einfühlen?

8.2 Literatur und Empfehlungen zum Weiterlesen

LITERATUR- VERZEICHNIS

- Bertelsmann Stiftung (Hrsg) (2008): „Kommunale Netzwerke für Kinder – Handbuch zur Governance frühkindlicher Bildung“, Gütersloh: Verlag Bertelsmann Stiftung
- BMFSFJ, Nationales Zentrum Frühe Hilfen (2014), „Kompetenzprofil für NetzwerkkoordinatorInnen Frühe Hilfen“, Berlin
- Braun, U. (2006), „Die Zukunft der Kitas sind Familienzentren!“ In KiTa aktuell NRW, 2/2006, S. 31-34
- Braun, U (2001)., „Kita im Netzwerk“ in KiTa aktuell NW, 1/2001S.17.19
- Budde, W./ Früchtel, F./ Hinte, H.(2006) „Sozialraumorientierung“, Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften
- Bundesarbeitsgemeinschaft der Landesjugendämter (2006), „Kooperation und Vernetzung von Kindertageseinrichtungen im Sozialraum“, Beschluss der Arbeitstagung Kiel
- Deinet, U.(1998) „ Das sozialräumliche Muster in der Offenen Jugendarbeit. In: Deinet, U./Sturzenhecker, B. (Hg.): Handbuch offene Jugendarbeit. Münster
- Deutscher Bundestag, BFSFJ (2005), „Bericht über die Lebenssituation junger Menschen und die Leistungen der Kinder- und Jugendhilfe in Deutschland“, Drucksache15/6014
- Diller A.(2008), „Angebotserweiterung oder neuer Angebotstyp?“ in: TPS „Bedarfsgerecht und vernetzt – Familienzentren“, Ausgabe 6/2008, S. 8ff
- Diller A./ Riedel, B. (2005), „Eltern-Kind-Zentren – die neue Generation kinder- und familienfördernder Institutionen; Grundlagenbericht im Auftrag des BMFSFJ“, DJI München
- Fehren, O (2008). „Wer organisiert das Gemeinwesen?“ Berlin: edition sigma,
- Grunwald, K. / Thiersch, H. (Hrsg.) (2004): „Praxis Lebensweltorientiertes Sozialer Arbeit: Handlungszugänge und Methoden in unterschiedlichen Arbeitsfeldern“, München, Weinheim: Juventa
- Knauer, R. (2011) „Familienzentren“ in KiTa ND 9/2011 S. 11 ff
- Kobelt Neuhaus/ D., Refle, R. (2008), „Inklusive Vernetzung von Kindertageseinrichtung und Sozialraum“, Expertise des Weiterbildungsinstitut Frühpädagogische Fachkräfte, München: DJI-Verlag,
- Schubert, H. (Hrsg (2008)), „Netzwerkmanagement“, Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften
- Schubert, H. in Prof. Dr. Döring, D. (Hrsg) (2008).“Kooperation in der Jugendhilfe“ Berlin, 39.Jahrgang, Nr. 3/2008
- Von Behr, A (2014), „Kinder in den ersten drei Jahren. Qualifikationsanforderungen an frühpädagogische Fachkräfte, WIFF-Expertisen Band 4, München

8.3 Glossar

Aneignung Bildungsprozesse finden in dem Maße statt, wie Kinder eigene Erfahrungen machen können. Die Anregungen dafür kommen dabei aus dem direkten Umfeld der Kinder und ihrer Familien. Dieser Sozialraum will erforscht sein und bietet neben dem bekannten und wiederholt erlebbaren Raum, die Möglichkeit den eigenen Handlungsspielraum sukzessive zu erweitern. Diese Prozesse, die in vielen Konzeptionen als Orientierung an den individuellen Bedürfnissen des Kindes beschrieben sind, schließen folgerichtig eine Orientierung am Erfahrungsraum der Kinder mit ein.

Netzwerk Die Beziehungen von Institutionen in einem Sozialraum bilden eine Vernetzungsstruktur ab, die in sehr verschiedenem Maße dauerhaft bzw. intensiv ist. Ein Netzwerk beschreibt dagegen eine Struktur, die eine tragfähige Kooperation ermöglicht. Durch eine Auseinandersetzung mit Bedingungen und Grenzen von anderen Akteuren im Sozialraum entstehen Möglichkeiten, Angebote abzustimmen und für die Familien im Sozialraum verlässliche Unterstützungsstrukturen zu schaffen

Flexible Organisationen Organisationen, die sich tatsächlich an den Bedürfnissen und Bedarfen der Kinder und Familien im Sozialraum und an deren Lebenswelten orientieren, brauchen eine Flexibilität in ihrer Angebotsgestaltung. Angebote müssen an Familien angepasst werden, nicht Familien an Angebote. Sie verlangen ein hoch partizipatives Konzept und die Bereitschaft zur Veränderung sind dafür Voraussetzungen.

Change Management Veränderungsprozesse in Einrichtungen verlaufen regelhaft in Phasen, die in unterschiedlicher Intensität von Widerständen und Motivationen bestimmt sind. Zur wirklichen Implementierung neuer Ansätze und Strukturen sind Verneinungsphasen und Blockaden unerlässliche Bausteine; ohne diese ist kein Veränderungsprozess in seinen Ergebnissen nachhaltig. Wissen um diese Dynamik und eine Begleitung der Teams in veränderte und partizipativere Strukturen tragen zum Gelingen des Gesamtprozesses maßgeblich bei.

KiTa Fachtexte ist eine Kooperation der Alice Salomon Hochschule, der FRÖBEL-Gruppe und der Weiterbildungsinitiative Frühpädagogische Fachkräfte (WiFF). KiTa Fachtexte möchte Lehrende und Studierende an Hochschulen und Fachkräfte in Krippen und Kitas durch aktuelle Fachtexte für Studium und Praxis unterstützen. Alle Fachtexte sind erhältlich unter: www.kita-fachtexte.de

Zitiervorschlag:

Nolte, J. (10.2014): Sozialraum- und lebensweltorientierte Vernetzung und Kooperation. Verfügbar unter: <http://www.kita-fachtexte.de/XXXX> (Hier die vollständige URL einfügen.). Zugriff am T.T.MM.JJJJ